(Be)longing: Über das Gefühl von Zugehörigkeit am Beispiel einer deutsch-türkischen Schauspielerin in der Migrationsgesellschaft

Von Lisa Bolling, Anna Gaile, Hannah Siebelhoff & Emma Teubert

> „Es ist ganz witzig. Ich habe ja die deutsche Staatsbürgerschaft. Ich habe bis heute noch nie gesagt, ich bin deutsch. Ich sage immer ich habe die deutsche Staatsbürgerschaft oder ich sage ich bin Deutsche türkischer Herkunft. Aber noch nie habe ich gesagt ich bin Deutsche oder ich bin deutsch. Es kommt mir nicht über die Lippen."[1]

Das vorausgehende Zitat aus einem lebensgeschichtlichen Interview mit der deutsch-türkischen Schauspielerin Sema P. zeigt die Differenz zwischen dem formalen Deutsch sein und dem Gefühl, sich als Deutsche zu identifizieren auf. Laut einer Studie der Bertelsmann Stiftung fühlen sich 69 Prozent der Menschen mit Migrationsgeschichte in Deutschland wohl.[2] Allerdings unterscheiden sich dabei die Aussagen „Ich bin deutsch" und „Ich fühle mich wohl in Deutschland" deutlich voneinander. Die Studie zeigt auch, dass sich 61 Prozent der in Deutschland lebenden Menschen mit türkischer Migrationsgeschichte nicht akzeptiert fühlen.[3] Gleichzeitig zeigt eine repräsentative Studie des Berliner Instituts für empirische Integrations- und Migrationsforschung, dass 40 Prozent der Befragten die Redewendung „Wir Deutschen" als Gegensatz zum Muslimisch sein sehen.[4]

In dem Interview wird das Thema des Zugehörigkeitsgefühls in unterschiedlichen Lebenssituationen deutlich. Sema P. spricht unter anderem darüber, welche Werte und Tugenden sie selbst und ihre Familienmitglieder vertreten sowie über die Macht von Sprache und über die Bedeutung von Worten. Sie zog als Kind in den 1960er-Jahren mit ihrer Familie nach Deutschland, lernte dort Deutsch, besuchte ein Gymnasium und machte, nach eigenen Aussagen, als eines der ersten Kinder mit Migrationsgeschichte ihr Abitur. Nach dem Abitur ging Sema P. als Au-pair nach England, begann Turkologie zu studieren und zog anschließend nach München, wo sie politisch aktiv wurde. Später zog Sema P. nach Berlin und studierte Film.

Die eingangs erwähnten Studien zeigen, dass Sema P. mit ihren Erfahrungen und Unsicherheiten rund um das Thema Zugehörigkeit nicht allein ist. In diesem Artikel werden die Erfahrungen der Interviewpartnerin in einen gesamtgesellschaftlichen Kontext eingeordnet.[5]

Leistung, Fleiß und Ehrgeiz

In der Biografie der Interviewpartnerin scheinen Leistung und Arbeit eine zentrale Rolle zu spielen. Sie dienen als Merkmale, um sich in der deutschen Migrationsgesellschaft zu positionieren und Anerkennung zu erkämpfen. Sema P. blickt auf einen Weg zurück, welcher in ihrer Kindheit und frühen Jugend von dem Zurechtfinden in einer neuen Kultur und dem Erlernen einer fremden Sprache geprägt war. In diesem Prozess spiegeln sich insbesondere ihr persönlicher Fleiß und Ehrgeiz sowie der ihrer Mutter wider. Diese Orientierung an Leistung ist in Migrationskontexten kein Zufall. Dem Erziehungswissenschaftler Paul Mecheril zufolge verlangt die von der Mehrheitsgesellschaft geschaffene Ordnung oftmals einen sichtbaren Nachweis von Anpassung und erbrachter Leistung.[6] Besonders deutlich wird diese Verknüpfung von Leistung und Anerkennung, wenn die Interviewpartnerin über das Werteverständnis spricht, welches sie von ihrer Mutter vorgelebt bekommen hat:

> „Mutter war ein Arbeitstier, diszipliniert, also sie hatte fast deutsche Tugenden."[7]

Tugenden wie Fleiß und Disziplin werden damit im Alltag quasi als natürliche oder kulturelle Eigenschaften der Mehrheitsgesellschaft verstanden. Indem die Mutter der Interviewpartnerin diese Eigenschaften scheinbar verinnerlicht, kann ein emotionales und soziales

Zugehörigkeitsgefühl erreicht werden.[8] Das Abitur wird in Sema P.s Erzählung schlussendlich zu einem Symbol für Disziplin, Ehrgeiz und den legitimen Anspruch auf gesellschaftliche Teilhabe. In Deutschland stößt der Fokus auf Leistung jedoch immer wieder an Grenzen, was sich in den tief verankerten Vorurteilen zeigt, mit denen die Interviewpartnerin im Bildungsbereich konfrontiert war. Trotz ihres Ehrgeizes und ihres Fleißes erlebte sie rassifizierende Abwertung, mitunter durch ihre Lehrer*innen. So erzählt Sema P. beispielsweise davon, dass ihr bei Konflikten oder Missverständnissen in der Schulzeit unhinterfragt die Schuld gegeben wurde – und das aufgrund ihres Status als Migrantin. Eine Schlüsselsituation beschreibt sie wie folgt:

> „Ich kann doch nicht sagen, sie hat von mir abgeschrieben. Aber er [der Lehrer, Anm. d. V.], natürlich, zu Recht vielleicht - sie ist Deutsche, ich bin Ausländerin, ist ja klar, dass ich von ihr abgeschrieben habe."[9]

Hierbei wird deutlich, wie die Zuschreibung rassistischer und klassistischer Merkmale im Alltag erfolgt. Es findet eine Hierarchisierung statt, wobei die „Deutsche" in der Glaubwürdigkeit über der „Ausländerin" steht. Theoretisch lässt sich das mit dem Konzept des Kulturimperialismus erklären. Die Erfahrungen und Stereotype der hegemonialen Mehrheit bestimmen die Norm und grenzen eine marginalisierte Gruppe und deren Merkmale und Wissenslogiken automatisch als „minderwertig" ab.[10] Diese Ausgrenzung geschieht dabei auf mehreren Ebenen gleichzeitig. Das Konzept der Intersektionalität verdeutlicht, dass hier sowohl Herkunft, soziale Schicht als auch das Geschlecht der Interviewpartnerin ineinandergreifen und zu einer mehrfachen Diskriminierung führen.[11]

Institutionen und Beziehungen als Gatekeeper für soziale Mobilität

Die Schule erscheint in der Lebensgeschichte von Sema P. als ambivalenter Ort. Wie beschrieben, erfuhr sie hier rassifizierende Zuschreibungen und Abwertungen von Seiten der Lehrpersonen. Sie berichtet davon, dass sie zu Beginn ihres Schulbesuches in Deutschland die Antworten vor dem Unterricht auswendig lernte, ohne die deutsche Sprache sprechen zu können, falls sie ausgefragt werden würde:

> „Ich war immer gut in Geschichte. Aber ich habe manchmal nicht gewusst, wie ich das aus dem Kopf aufschreiben kann, mit ein paar Monaten Deutsch, das ging nicht so gut. Und manchmal habe ich auch Sachen auswendig gelernt, falls diese Zeit dann abgefragt wird, dass ich das dann im Kopf habe."[12]

Hier zeigt sich eine eingeschränkte Teilhabe im Bildungssystem. Die Teilhabe wird zwar formal gewährt, ist aber praktisch über implizite Normen, Verhaltensweisen und eine exklusive Bildungssprache abgesichert. Sema P. hatte den Wunsch, ihr Abitur zu machen. Den Zugang zum höheren Bildungssystem beschreibt sie dabei wie folgt:

> „Jedenfalls hat Dr. S. wohl gesagt: Ist ja nett, die kleine Türkin aber die kann doch nicht Deutsch. Und dann hat Petra - das erzählt sie mir heute noch - zuhause geheult, geweint: Wenn die Sema nicht mit mir auf diese Schule kommt, dann gehe ich auch nicht dahin. Die hat so lange Terror gemacht bis Dr. S. und dann Herr O., Petras Vater, mein Kunsterzieher, haben dann gesagt: Ja, also die deutschen Kinder haben ja auch ein halbes Jahr Probezeit, dann probieren wir es doch mit der kleinen Türkin. Dann gibt Petra auch Ruhe."[13]

Hierbei wird sichtbar, dass die soziale Positionierung ihrer Freundin Petra einen Einfluss darauf nahm, dass Sema P. das Gymnasium besuchen durfte. Sema P.s Bildungsweg wurde demnach auch durch soziale Beziehungen mitstrukturiert, wodurch deutlich wird, dass Bildungswege nicht nur durch reine Leistung, sondern auch durch Beziehungsressourcen geprägt werden. In diesem Zusammenhang beschreibt die Interviewpartnerin sich selbst als Ausnahmefall und

macht damit zugleich deutlich, dass ein solcher Bildungsweg unter den heutigen institutionellen Bedingungen nur noch schwer vorstellbar wäre:

> „Petra, dann die anderen Kinder und die Lehrer haben sich wahnsinnig Mühe gegeben mit mir. Das wäre heute nicht möglich. Heute würde ich wahrscheinlich über den zweiten Bildungsweg irgendwie etwas lernen. Also wenn ich hier Stand: geboren wäre, ist es eine andere Geschichte. Aber wenn du heute als Ausländerkind mit elf nach Deutschland kommst, dann…obwohl heute gibt es natürlich mehr Angebote, das stimmt. Aber da haben sich alle Lehrer sich um mich bemüht. Die wollten wirklich, dass ich es schaffe“[14]

Diese Selbstpositionierung verweist auf ein strukturelles Problem des Schulsystems: Gerade für Menschen aus nicht-akademischen und sozial benachteiligten Haushalten ist der Zugang zu Bildung mit besonderen Hürden verbunden, obwohl sie diese Bildung gerade benötigen würden, um an der Gesellschaft teilzuhaben sowie um ihre Rechte wirksam einfordern zu können. Wenn ein Aufstieg dennoch gelingt, erscheint er häufig als individuelle Ausnahme und ist kein Ausdruck eines tatsächlich chancengerechten Systems. Teilhabe bleibt damit an Kompetenzen geknüpft, die nicht allen in gleicher Weise zugänglich sind. Auch im weiteren Verlauf der Biografie zeigt sich, dass soziale Mobilität nicht linear verläuft, sondern über konkrete soziale Verbindungen abgesichert wird. Über Bekanntschaften und die damit verbundene Bewegung in ein höheres soziales Milieu hat Sema P. zum Beispiel erst die Möglichkeit erhalten, als Au-pair nach Oxford zu gehen:

> „Ich war Au-Pair bei einem Ehepaar, die waren beide Hochschuldozenten, Chemiker. Die hatten schon einen dreijährigen Sohn und die Liz war schwanger und hat ihr Kind erwartet und sie wollte ein Au-Pair haben. Und sie hatten ein deutsches Au-Pair-Mädchen, was ein oder zwei Jahre vorher bei uns auf der Schule Abitur gemacht hat, die kannte mich. Die hat mich dann angerufen und hat gesagt: Du, die suchen dringend jemanden, willst du nicht kommen? Ich habe die Eltern gefragt und die haben gesagt: Ja, warum nicht? Und dann bin ich nach England, Oxford und war dann Au-Pair bei der G. Family. […] Und das war aber die Zeit, wo ich halt englische Studenten kennen gelernt habe.“[15]

Dort ist sie wiederum Menschen aus privilegierteren Klassenlagen begegnet und hat somit ihren kulturellen und sozialen Referenzrahmen erweitern können. Auf diese Weise erlangte sie die kulturelle Mobilität, wodurch sie sich nicht nur in verschiedenen sozialen Feldern bewegen konnte, sondern auch unterschiedliche Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsweisen kennenlernen und miteinander verknüpfen konnte. Diese Mehrfachverortung verweist auf eine hohe kulturelle Kompetenz, die gerade aus der Erfahrung sozialer Ungleichheit hervorgeht: Sema P. kennt die Prekarität migrantischer Familienverhältnisse ebenso wie die Codes höherer Klassen, was ihre biografische Beweglichkeit in besonderer Weise prägt.

Sprachliche Hürden – unsichtbare Grenzen

Eine auf dem Zusammenwirken von Herkunft, sozialer Schicht und Geschlecht beruhende Ausgrenzung zeigt sich auf mehreren Ebenen und setzt sich auch in sprachlichen Begrenzungen fort. Obwohl Sprache als das wichtigste Werkzeug für gesellschaftliche Teilhabe gilt, erwähnt die Interviewpartnerin, dass diese für sie Selbstzweifel bedeutete und damit ihre beruflichen Träume blockierte:

> „Aber ich habe immer gedacht, Deutsch ist meine zweite Sprache und das werde ich nicht packen können, die Schauspielerei.“[16]

Sprache bestimmt in der Gesellschaft maßgeblich die Klassenzugehörigkeit – wer aufsteigen darf und wer unten gehalten wird. Da Deutsch nicht Sema P.s Erstsprache war, erzählt sie, dass sie ihren eigenen Fähigkeiten selbst nicht genug vertraute, um ihre Träume der Schauspielerei erreichen zu können. Dies kann ein Zeichen für eine internalisierte Unterdrückung sein. Marginalisierte Gruppen verinnerlichen die Abwertungen der Mehrheitsgesellschaft dabei so

tief, dass sie ihren eigenen Fähigkeiten und Erfolgen misstrauen.[17] Dabei stellt Sprache eine nicht sichtbare, soziale Grenze dar, welche den Zugang zu bestimmten sozialen Räumen verwehren kann.

Zwischen Erfolg und Zweifeln

Obwohl Sema P. heute eine erfolgreiche Regisseurin und Schauspielerin ist, zeigt sich in ihrer Erzählweise im Interview eine Ambivalenz hinsichtlich ihres Erfolges. Auf der einen Seite hat sie durch ihren Ehrgeiz und Einsatz Durchbrüche erzielt, auf der anderen Seite neigt sie rückblickend dazu, ihre eigenen Erfolge kleinzureden. Ihre Zurückhaltung zeigt sich zudem in ihrem professionellen Selbstverständnis als Künstlerin:

> „Als Künstlerin…ich habe mich auch nie als Künstlerin betrachtet, merkwürdiger Weise. Was heißt, merkwürdiger Weise. Ich finde diese Begriffe sind immer so groß. Ich war eine recht gute Filmemacherin, ja?! Ich habe auch nie gesagt, ich bin Regisseurin, ich habe immer gesagt Filmemacherin. Und ich finde es im Nachhinein schade, dass ich für meine Projekte die Gelder nicht bekommen habe."[18]

An dieser Stelle wird das Bild der ausgezeichneten Künstlerin brüchig und eine Ambivalenz scheint durch. Sema P. wählt ihre Worte ganz bewusst und beschreibt sich selbst mit einem vermeintlich kleineren, passenderen Begriff der „Filmemacherin" statt „Regisseurin", da ihr die großen Titel unpassend erscheinen. Dies zeigt, wie tief die Zweifel sitzen können, ob man es als Migrantin gesellschaftlich wirklich bis nach „ganz oben" schaffen kann und letzten Endes auch wirklich dazugehört. Gleichzeitig nimmt Sema P. die soziale Ungleichheit in den Blick, indem sie die strukturelle Benachteiligung beim Zugang zu Ressourcen benennt und damit die ihr zustehende Anerkennung einfordert.

Zugehörigkeitsgefühl

Zugehörigkeit erscheint in diesem Interview nicht als ein selbstverständliches Gefühl von Geborgenheit, sondern eher als ein gesellschaftlich geprägter und konflikthafter Aushandlungsprozess. Dabei stellt sich nicht nur die Frage, ob sich eine Person zugehörig fühlt, sondern auch, unter welchen Bedingungen Zugehörigkeit überhaupt möglich wird. Gerade für Personen, deren Erstsprache nicht Deutsch ist, scheint Zugehörigkeit in besonderer Weise an sprachliche Anpassung, kulturelle Verhaltensweisen und institutionelle Anerkennung geknüpft zu sein. Obwohl Sema P. durch Bildung, Arbeit, soziale Beziehungen und kulturelle Praxis vielfältige Strategien der Anpassung in einer Migrationsgesellschaft entwickelt hat, bleibt in ihrer Erzählung offenbar ein Distanzverhältnis zur Selbstpositionierung als „deutsch" bestehen, obwohl sie formal über die deutsche Staatsbürger*innenschaft verfügt. Dies lässt sich als Hinweis darauf lesen, dass Zugehörigkeit nicht mit einem rechtlichen Status gleichgesetzt werden kann, sondern im Spannungsfeld von sozialen Grenzziehungen, Anerkennung und Selbstverortungen verhandelt wird.[19]

Das Interview zeigt auf, dass Zugehörigkeit für Sema P. nicht aus dem rechtlichen Status der Staatsbürger*innenschaft erwächst, sondern eine fortlaufende Aushandlung bleibt, die nie vollständig zum Abschluss kommt. Die Differenz zwischen „Ich habe die deutsche Staatsbürgerschaft" und „Ich bin deutsch" verweist darauf, dass formale Inklusion und subjektives Zugehörigkeitsgefühl zwei unabhängige Ebenen bilden, die auch durch Bildung, beruflichen Erfolg und jahrzehntelange Anpassungsleistung nicht zur Deckung gebracht werden. Wie sehr Zugehörigkeit dabei ein durchlaufener Prozess und kein erreichter Zustand ist, bringt die Interviewpartnerin selbst auf den Punkt:

> „Davor war ich ja auch Asylsuchende…wenn man sich das mal überlegt: Ich war Gastarbeiterkind, ich war Abiturientin, ich war Studentin, ich war Asylsuchende, ich war anerkannter politischer Flüchtling und jetzt bin ich deutsche Staatsbürgerin. Ich habe sämtliche Stadien, die man als Ausländerin machen kann in Deutschland durchgemacht."[20]

Bezeichnend ist hierbei, dass die erreichte Staatsbürger*innenschaft mit dem Status des „Ausländerin"-Seins verwoben bleibt. Mithilfe der theoretischen Perspektive wird sichtbar, dass es sich hierbei nicht um individuelle Erfahrungen, sondern um strukturell hervorgebrachte Verhältnisse handelt.

Die Bedeutung dieser Befunde reicht daher über den Einzelfall hinaus. Für Sema P. selbst zeigt sich, dass auch ein erfolgreicher biografischer Weg die ambivalente Differenzerfahrung nicht auflöst, sondern als dauerhafte Spannung bestehen bleibt. Für Menschen im sozialen Umfeld sowie für jene, die in Institutionen wie Schulen oder kulturellen Organisationen tätig sind, verweist der Fall darauf, wie stark Lehrpersonen, soziale Beziehungen und Bildungseinrichtungen als Gatekeeper über Teilhabe und Aufstieg mitentscheiden, und wie folgenreich rassifizierende Zuschreibungen im alltäglichen Handeln sind. Für die Gesellschaft macht das Interview schließlich deutlich, dass der biografische Aufstieg nicht als Beleg für ein chancengerechtes System dienen kann, sondern als individuelle Ausnahme erscheint, die das strukturelle Problem eher verdeckt als auflöst.

Daraus ergeben sich gesellschaftspolitische Forderungen. Solange Zugehörigkeit an immer neue, letztlich uneinlösbare Anpassungsanforderungen geknüpft bleibt, verlagert die Migrationsgesellschaft die Verantwortung für Integration einseitig auf die Subjekte, anstatt die Bedingungen von Anerkennung selbst zu verändern. Notwendig wären deshalb ein Bildungssystem, das Teilhabe nicht an implizite Normen und eine exklusive Bildungssprache knüpft sowie eine institutionelle Auseinandersetzung mit rassifizierenden Praktiken sowie ein erweitertes Verständnis von Zugehörigkeit, das nicht länger an kulturelle Anpassung, sondern an gleichberechtigte Anerkennung gebunden ist. Abschließend bleibt zu reflektieren, dass auch unsere Lesart – als weiße, deutsche Verfasser*innen dieser Analyse und Student*innen des Masterstudiums Gender, Kultur und sozialer Wandel an der Universität Innsbruck – an eben jene Deutungsverhältnisse gebunden ist, die im Interview sichtbar werden.

Endnoten

[1] Interview mit Sema P., 18.9.2019, Dokumentationsarchiv Migration Tirol: Interviewtranskript, Z. 657-661. Die Namen dritter Personen wurden durch Pseudonyme ersetzt.

[2]Vgl. Bertelsmann Stiftung (Hrsg.) (2022). *Zusammenwachsen in der Einwanderungsgesellschaft: Wie denkt die Bevölkerung über Teilhabe, Verbundenheit und Zugehörigkeit?* Gütersloh: Bertelsmann Stiftung. https://doi.org/10.11586/2022079

[3]Vgl. ebd.

[4]Vgl. Humboldt-Universität zu Berlin, Berliner Institut für empirische Integrations- und Migrationsforschung (BIM), Forschungsgruppe JUNITED (Hrsg.). *Deutschland postmigrantisch I. Gesellschaft, Religion, Identität – Erste Ergebnisse.* Berlin.

[5] Wir beziehen uns dabei auf die Konzepte „Belonging and the politics of belonging" nach Yuval-Davis, „Fünf Formen der Unterdrückung" nach Iris Marion Young und „Intersektionalität als Mehrebenenanalyse" nach Nina Degele und Gabriele Winker.

[6]Vgl. Mecheril, Paul (2019). Migrationspädagogik. In: SchlaU-Werkstatt für Migrationspädagogik (Hrsg.): *Heterogenität in der fluchtbezogenen Bildungsarbeit - Analytische und praktische Perspektiven. Jahrestagung 2018.* München, S. 9-10, 15-16.

[7]Interviewtranskript, Z. 67-68

[8]Vgl. Yuval-Davis, Nira (2006). *Belonging and the politics of belonging, Patterns of Prejudice,* 40:3, S. 197-199.

[9]Interviewtranskript, Z. 322-324

[10]Vgl. Young, Iris Marion (1991). Fünf Formen der Unterdrückung. In: Nagl-Docekal, Herta/Pauer-Studer, Herlinde (Hrsg.). *Politische Theorie. Differenz und Lebensqualität.* Stuttgart: Suhrkamp, S. 128–132.

[11]Vgl. Degele, Nina/Winker, Gabriele (2007). *Intersektionalität als Mehrebenenanalyse*, S. 4-6.

[12]Interviewtranskript, Z. 166-170

[13]Interviewtranskript, Z. 147-153

[14]Interviewtranskript, Z. 202-208

[15]Interviewtranskript, Z. 349-360

[16]Interviewtranskript, Z. 760-762

[17]Vgl. Young, Iris Marion (1991). Fünf Formen der Unterdrückung. In: Nagl-Docekal, Herta/Pauer-Studer, Herlinde (Hrsg.). *Politische Theorie. Differenz und Lebensqualität.* Stuttgart: Suhrkamp.

[18]Interviewtranskript, Z. 903-907

[19]Vgl. Yuval-Davis, Nira (2006). *Belonging and the politics of belonging, Patterns of Prejudice,* 40:3.

[20]Interviewtranskript, Z. 669-673